

**HEIDELBERG.** Zuerst ist da das Stampfen: Cowboystiefel, Basketballschuhe, Damenpumps und Herrenslipper suchen auf dem Parkettboden den Takt, finden ihn schnell. Eins-zwei-drei-vier. Dann erst schwellen die Stimmen der Sänger langsam an – Alt, Bass, Tenor und Sopran – bedrängen, betören und verfolgen sich. Und Fieta Hopf, den 29-jährigen Dirigenten, hebt es fast aus seinen Stoffschuhen, wenn er sie mit seinen geschmeidig wilden Gesten zusammenführt.

Es ist Montagabend, im Musikraum des Institutes für Medizinische Psychologie in Heidelberg probt der Chor Imbongi ein neues Lied. An die fünfzig Sängerinnen und Sänger sind gekommen, zwischen 23 und 69 Jahre alt, von der Humangenetikerin bis zum Hausmann. „Om'Obani“ ist kein einfaches Stück, jede Chorstimme hat einen anderen Text und diesen auch noch in einer fremden Sprache: Zulu, das von elf Millionen Menschen in Südafrika, Botswana, Lesotho, Malawi, Mosambik und in Teilen von Swasiland gesprochen wird.

Imbongi bedeutet auf Zulu Geschichtenerzähler oder auch Lobpreis. Die Bantusprache fließend sprechen kann in diesem Raum niemand, aber singen. Seit fast zehn Jahren übt der Chor Lieder in dieser fremden weichen Sprache ein, und bringt sie ab und an auch dahin zurück, wo sie ursprünglich herkommen: in den Süden Afrikas. Denn 8 733 Kilometer Luftlinie von Heidelberg entfernt, im Nordwesten des Königreichs Swasiland, gibt es das Dorf Esitjeni, das von der Stimmgewalt des Chores abhängt.

Etwa 2 000 Menschen leben dort, manche noch in einfachen Lehm- und Strohhütten, ein Großteil davon sind Kinder. Mehr als 300 von ihnen haben keine Eltern mehr, weil diese dem HIV-Virus erlegen sind. In Esitjeni zeigt sich im Kleinen, woran ganz Swasiland krankt: höchste HIV-Infektionsrate, niedrigste Lebenserwartung – weltweit laut Unicef. Beschneidungen der männlichen Vorhaut, die das Ansteckungsrisiko nachweislich um die Hälfte verringern, werden von der Bevölkerung kaum angenommen. Mehr als vierzig Prozent der Menschen in Swasiland tragen den Immunschwäche-Virus in sich, mit Mitte dreißig zu sterben ist keine Seltenheit.

### Polygamie statt Demokratie

Bei einer gemeinsamen Afrika-Reise im Frühjahr 2005 entdeckte der Chor das Dorf, vor allem aber sahen die Imbongis viele Kinder auf den Straßen, denen es nicht nur an elterlicher Fürsorge mangelte, sondern schlicht an allem: Essen, Kleidung, Bildung. Ohne Schulabschluss hat man in einem armen Land erst recht keine Chance. Anfangs war es noch das private Engagement Einzelner, für ein paar Euro im Jahr ein Kind zur Schule zu schicken und ihm eine warme Mahlzeit am Tag zu ermöglichen. Doch schon ein Jahr später gründete der Chor den Verein Voices for Africa, der sich seither fast professionell um die Aids-Waisen in Esitjeni kümmert.

Durch Patenschaften, Spenden und Gagen, die sich der Chor in Deutschland ersingt, kommt einiges zusammen. „Insgesamt haben wir schon rund 200 000 Euro nach Esitje-



Die Großmütter sind die Stützen des Dorfes Esitjeni, sie kümmern sich um die vielen verwaisten Kinder. IMBONGI

# Stampfen, singen, helfen

In Heidelberg probt der Chor Imbongi – und in Swasiland freuen sich Aids-waisen darüber. Die Geschichte einer Verbindung, die weit mehr als 8 733 Kilometer überwindet

Von Silke Janovsky



Wer Anteilnahme erfährt, teilt auch gerne: Kinder beim Mittagessen. STEPHAN DIEMER



Singen verbindet: Der Imbongi-Chor bei einem Auftritt in Südafrika. IMBONGI

### HILFE ZUR SELBSTHILFE

Weltweit gibt es rund 34 Millionen HIV-infizierte Menschen, schätzt UNAIDS, das Programm der Vereinten Nationen zur Bekämpfung von HIV und Aids. Alleine 23,5 Millionen Menschen davon leben im Süden Afrikas. In Westeuropa gibt es zum Vergleich etwa 900 000 Infizierte.

In Swasiland leben rund 1,4 Millionen Menschen, davon sind 245 000 Aids-waisen. Mehr als 40 Prozent der Bevölkerung sind inzwischen HIV-positiv.

Das Dorf Esitjeni liegt im Nordwesten von Swasiland. Der Chor Imbongi und der Verein Voices for Africa unterstützen das Dorf.

Für 180 Aids-waisen in Esitjeni hat der Verein Paten in Deutschland gefunden. 70 der Kinder besuchen bereits eine weiterführende Schule.

Wer eines der Kinder in Esitjeni unterstützen will, kann für 15 oder 20 Euro im Monat eine Patenschaft übernehmen. Diese garantiert dem Kind Schulgeld, Schuluniform und eine warme Mahlzeit täglich im Gogo-Center. Kontakt zu den Kindern ist möglich. Mehr Informationen unter: [www.imbongi.de](http://www.imbongi.de) [www.voices-for-africa.de](http://www.voices-for-africa.de)

ni geschickt“, sagt Annette Lennartz, die Vorsitzende des Vereins. Im Dorf selbst verwaltet Zodwa Dlamini, eine selbstbewusste und durchsetzungsstarke Frau, die Gelder aus Deutschland. Sie kümmert sich auch darum, dass die Waisen gut unterkommen, bei einer der Großmütter etwa.

Die Gogos, wie man die alten Frauen auf Zulu nennt, sind die Stützen des Dorfes. Manche von ihnen haben bis zu 14 Waisen bei sich aufgenommen, geben ihnen ein Dach über dem Kopf und sorgen dafür, dass die Kinder in ihren Uniformen pünktlich zum Schulunterricht erscheinen. Wer niemanden mehr hat kommt ins Schutzhäus zu Khanyisile, einer alleinstehenden Frau, die genauso vom Verein bezahlt wird, wie die beiden Köchinnen, die jeden Tag für mehr als 200 hungrige Kinder kochen. Zudem hat Voices for Africa eine Nähsschule ins Leben gerufen, zwei Hühnerhäuser gebaut und gemeinsam mit der amerikanischen Gesundheitsorganisation PSI organisiert, dass viele im Dorf einen HIV-Test haben machen lassen. Das ist keine Selbstverständlichkeit, denn so offensichtlich die Krankheit im ganzen Land auch ist, man schweigt sie am liebsten tot.

### Ein König mit 14 Ehefrauen

„Aids ist ein absolutes Tabu“, sagt Annette Lennartz, „weil es mit Sexualität zu tun hat.“ Eigentlich seltsam in einem Land, in dem sich der König offiziell 14 Ehefrauen hält. Der letzte absolute Monarch Schwarzafrikas, König Mswati III., ist für seinen exzessiven Lebensstil bekannt. Polygamie statt Demokratie. Unter anderem ist es auch dieser staatlich sanktionierten Lebensform geschuldet, wie schnell sich der HI-Virus in den vergangenen Jahrzehnten ausgebreitet hat. Aber auch den vielen Wanderarbeitern, die das Virus durchs Land tragen. Kostenlose Kondome gäbe es zwar an jeder Ecke, sagt Annette Lennartz, „aber die werden kaum benutzt. Die Kultur ist eine andere – flesh to flesh.“

Um den kulturellen Austausch etwas zu fördern, reist der Imbongi-Chor alle zwei, drei Jahre gemeinsam durch den Süden Afrikas und singt Lieder voller Wehmut, Kampfgeist, Zuversicht und schwarzem Selbstbewusstsein, die viele am südlichen Zipfel des schwarzen Kontinents noch aus Zeiten der Apartheid kennen. Ein Bus voller Weißer, die Lieder in einer schwarzen Sprache singen – soviel Anerkennung bringt nicht nur Stimmung und Freude, sondern hat auch schon manchen grimmigen Grenzsoldaten ein paar Tränen abgetrotzt.

Die Reise führt immer auch nach Esitjeni, wo die Sänger ihre Patenkinde besuchen. Auch wenn man das kleine Dorf auf Landkarten kaum findet, im Tal des Ezulweni-Flusses ist es mehr als bekannt. „Geht nach Esitjeni, da ist das Licht“ sagen die Menschen dort. Und wenn man die 8 733 Kilometer Luftlinie nach Heidelberg zurückkehrt, zu den stampfenden Sängern in den Proberaum an der Bergheimer Straße, dann sieht man es auch da leuchten.

## „Niemand hat etwas daran verdient“

Aids-Aktivist Santos über die rote Schleife

Nelson Santos ist Direktor der New Yorker Organisation Visual Aids. Visual Aids wurde 1988 von Künstlern gegründet, die entweder von Aids betroffen waren oder die sich im Kampf gegen Aids engagieren wollten. Sie entwarfen 1991 das berühmte rote Band, das zum internationalen Symbol für Solidarität mit Aids-Kranken wurde.



Nelson Santos ist Direktor von Visual Aids. Die Künstler der Organisation entwarfen die Aids-Schleife. PRIVAT

Diesen Samstag ist Welt-Aids-Tag. Was haben Sie für den Tag geplant?

Wir veranstalten seit unserer Gründung jedes Jahr einen sogenannten Tag ohne Kunst. Der Gedanke dahinter war damals, mitten in der Aids-Krise in New York zu zeigen, was passiert, wenn wir nichts gegen Aids unternehmen – dass nämlich ein großer Teil der New Yorker Künstler stirbt und es keine Kunst mehr gibt. Vom ersten Jahr an haben viele Galerien und Museen mitgemacht, haben schwarze Tücher über Bilder gehängt oder die Türen verschlossen und ihre Angestellten gebeten, bei Aids-Hilfe-Organisationen einen Tag lang freiwillig zu helfen. Das war wirkungsvoll.

Act up war Ende der 80er-Jahre eine militante Organisation, die darum gekämpft hat, dass Aids nicht mehr stigmatisiert wird und dass Versicherungen die Behandlung bezahlen.

Genau. Es war schlimm damals in New York und in den ganzen USA. Man hat die Leute einfach sterben lassen. Es ist wichtig, sich heute daran zu erinnern.

Warum ist denn in den USA die Aufmerksamkeit für Aids erlahmt?

Die Fortschritte in der Behandlung haben eine große Rolle gespielt, die Tatsache, dass die Diagnose nicht mehr notwendigerweise ein Todesurteil ist. Außerdem ging für Organisationen wie Act up oder auch uns die Dringlichkeit ein wenig verloren, nachdem die Stigmatisierung nachließ und Aids auch von der Politik als nationale Gesundheitskrise anerkannt wurde.

Was sind denn für Menschen mit Aids und HIV in den USA heute die drängenden Themen?

Es geht noch immer um den Zugang zu ärztlicher Versorgung und zu Arznei. Die Gesundheitsreform von Barack Obama verbessert die Lage von Aidspatienten dramatisch. Ein anderes wichtiges Thema für uns ist die Kriminalisierung von Aids, die strafrechtliche Verfolgung von Menschen, die Aids an andere weitergegeben haben. Es gibt in

vielen Staaten noch Rechtsprechung unter der die Weitergabe von Aids als tätlicher Angriff oder gar Totschlag geahndet wird.

Was können Sie als Kunst-Organisation da beitragen?

Es geht darum, die Aufmerksamkeit für die Probleme am Leben zu halten.

So, wie seinerzeit mit der roten Schleife.

Das war ein weltweiter Erfolg.

Wie ist denn die Schleife entstanden?

1991 war der erste Golfkrieg in vollem Gang und jeder trug gelbe Schleifen, um Solidarität mit den Truppen zu demonstrieren. Die gelben Bänder wurden in den USA im 19. Jahrhundert von Frauen benutzt, deren Männer im Gefängnis saßen. Wenn die Frauen die Bänder vor die Tür hängten, bedeutete das, dass sie noch auf die Männer warten. In den 70er-Jahren wurden sie während der Geiselnahme in der Botschaft von Teheran populär. Viele Menschen trugen sie, um den Geiseln zu zeigen, dass man sie nicht aufgegeben hat.

Und Visual Aids hat das Symbol dann für die Aids-Opfer umgedeutet als Symbol dafür, dass man sie nicht aufgegeben hat.

Ja, wir haben uns gedacht: Was ist denn mit unserem Krieg hier zu Hause? Hier sterben auch jeden Tag Menschen.

Warum war denn die Schleife so erfolgreich?

Es lag daran, dass es keine Marketing-Kampagne von einer großen Organisation war, sondern von einem Künstler-Kollektiv kam. Es war uns immer wichtig, dass es kein Copyright gibt, dass niemand daran verdient und dass jeder es sich anstecken kann, um Solidarität zu zeigen.

Die Reaktion war groß.

Ja, es fing damit an, dass Prominente sich die Schleife ansteckten, so wie Jeremy Irons bei der Verleihung der Tony Awards. Das hat sofort für Gesprächsstoff gesorgt und hatte viele Nachahmer.

Das Interview führte Sebastian Moll.